

Triumph des Herzens

DER GLAUBE AN CHRISTUS
VERÄNDERT DAS LEBEN

PDF - Familie Mariens

21.Jg. (V) 2013

Nr. 120

*Heute möchte ich kommen, um euch im Glauben zu bestärken,
dem Glauben an den lebenden Christus, der in euch wohnt.*

Papst Franziskus, 25. Juli 2013, Rio de Janeiro

Der schönste und vollkommenste Weg

Der hl. Ludwig Maria Grignion von Montfort (1673-1716) gehört zu den großen und zugleich verkanntesten Gestalten der Kirchengeschichte. Sein ungeheurer Einsatz als Priester, Volksmissionar und Reformator veränderte und prägte einen weiten Landstrich im Westen Frankreichs. Mit seiner „Abhandlung über die wahre Andacht zu Maria“ vertraute Gott ihm eine einzigartige marianisch-prophetische Mission an, die gerade heute von universaler Bedeutung ist.

Ludwig Maria Grignion, ältester Sohn einer kinderreichen Anwaltsfamilie aus dem bretonischen Städtchen Montfort-sur-Meu, war eine Feuerseele. Äußerlich ein ruheloser Mann der Tat, ein Hüne an Gestalt, Energie und Körperkraft mit leicht aufbrausendem Temperament, besaß er zugleich eine sehr empfindsame und bescheidene Künstlernatur mit brillanten intellektuellen Fähigkeiten. In frühester Jugend hatte er sich innerlich ganz Gott und der Gottesmutter zugewandt - sie waren seine Welt! - und mit 17 Jahren einem Freund bekannt: „*Es gibt kein größeres Glück, als bei Maria zu sein und sich von ihr in alle Wahrheit einführen zu lassen. Sie ist meine Stütze und mein Halt.*“ Dieser Stütze bedurfte Grignion sehr, denn früh begann Gott, ihn mit dem Geheimnis des Kreuzes vertraut zu machen. Als der 20-Jährige in Paris Theologie studierte, stieß sein tiefgläubiges, kompromissloses Verhalten die Menschen vor den Kopf; man hielt es für „fromme Übertreibung“. Doch ertrug Grignion alle Verfolgungen mit bewundernswerter Sanftmut und blieb immer

freundlich und hilfsbereit, so dass man sagte: „*Entweder ist er ein Narr oder ein Heiliger.*“ Im berühmten Priesterseminar von Saint-Sulpice erfuhr seine Marienliebe durch sein eifriges Studium fast aller verfügbaren Werke der Mariologie eine enorme Entfaltung und theologische Fundierung. So reifte er zum wortgewaltigen Apostel Mariens und Kämpfer für die Wahrheit. Schon damals spürte er: „*Mich be-seelt ein großes Verlangen zu wirken, dass unser Herr und Seine heilige Mutter geliebt werden. Ich möchte als armer Priester der Landbevölkerung den Katechismus erklären und die Sünder zur Verehrung der seligsten Jungfrau führen.*“

Nach seiner Priesterweihe 1700 mit 27 Jahren wusste Ludwig Maria jedoch viele Jahre lang nicht, wie sich diese Berufung verwirklichen würde. In vollkommener Abhängigkeit von Maria und der göttlichen Vorsehung ließ er sich führen. Zwei Versuche, sich einer Priestergemeinschaft anzuschließen, scheiterten. Denn zu hoch waren den Mitbrüdern auf Dauer seine Ideale,

zu aufreibend der Dauereinsatz und zu provokant seine Missionsmethoden. Unverständnis, Verleumdung und harte Ablehnung führten immer wieder zu Rückschlägen und Vertreibungen von einer Ortschaft, von einer Diözese in die nächste. Oft und oft stand der feurige Apostel plötzlich vor dem Nichts, wochenlang zu bitterer Untätigkeit verurteilt. Doch nie ließ er sich entmutigen! Alle Widerstände nahm Grignion mit geradezu unbegreiflicher Gelassenheit hin

und erkannte darin immer tiefer die wunderbare Wirkkraft des Kreuzes als „*Waffe der Eroberung*“ der Seele! Durch sie durfte er der Gnade in den Herzen zum Sieg verhelfen. So sehr war Ludwig Maria von der Notwendigkeit der Leiden für den Erfolg seines Apostolates überzeugt, dass er später während einer Volksmission klagte: „*Wir werden geehrt, alles geht reibungslos. So werden keine Früchte wachsen, denn es ist kein Kreuz da.*“

Wortlose Klosterreform

Mit glühender Begeisterung predigte Grignion den Menschen von dem, was das Geheimnis seines Lebens und Wirkens war, von Maria und vom Kreuz. Durch das Kreuz brachte er den Menschen einerseits die Liebe und Barmherzigkeit Gottes und andererseits die leidvolle Auswirkung der Sünden zu Bewusstsein. Maria hingegen sollte in mütterlicher Liebe die Herzen trösten und vorbereiten und ihnen die Gnade der Bekehrung erfliehen, bewahren und festigen. Zuweilen jedoch führte er die Menschen auch ohne viele Worte zu tiefer geistiger Erneuerung:

1703 wurde ihm unerwartet der Auftrag des Bischofs von Paris übermittelt, als Visitator eine Vereinigung von Mönchen auf dem „Mont Valérien“ bei Paris zu reformieren, die lau und uneins war. Die Mönche erfuhren von dem bevorstehenden Besuch und rüsteten sich innerlich zum Widerstand gegen das „drohende Unheil“, sich ändern zu müssen. Als Grignion dort ankam, blieb der befürchtete Angriff zu deren großer Überraschung jedoch aus. Der Missionar, 30 Jahre jung und völlig unerfahren, was

klösterliches Leben betraf, wusste nicht, wie er die Missstände angehen sollte, und zog sich zunächst wochenlang in seine kleine Zelle und in die Kapelle zurück. Er sprach mit keinem der Klosterbrüder, mischte sich nicht in ihre Streitereien ein und kritisierte nicht die offensichtlichen Mängel. Dagegen machte er sich daran, die Klosterregel von Mont Valérien sehr genau zu studieren. Als Grignion damit fertig war, begann er sie zu leben! Er trug den weißen Habit der Mönche, hielt sich genau an ihre Tagesordnung, ohne sich um jene zu kümmern, die sie missachteten. Während der vorgeschriebenen Erholungsstunde unterhielt er sich mit den Mönchen über alles Mögliche, Religiöses und Heiteres, nur nicht über das, was seinen Auftrag betraf. Auf diese Weise wurde Ludwig Maria ihr angenehmster Mitbruder, der ihnen vorlebte, wie beglückend ihr Leben sein konnte, wenn sie nur das taten, was sie tun sollten. Die Mönche fassten schließlich Vertrauen zu Grignion und kamen von selbst, um ihn in all ihren Schwierigkeiten um Rat zu fragen, und in kurzer Zeit war der Friede im Kloster wiederhergestellt.

Eine zeitlos moderne Missionsmethode

Bald darauf beauftragte der Bischof von Poitiers Ludwig Maria mit der Volksmission in seinen Stadtpfarreien. Der unerschrockene Apostel beschloss, in jenem Stadtteil zu beginnen,

der es wohl am nötigsten hatte, im Elendsviertel Montbernage. Zehn Tage lang zog sich Grignion ins Gebet zurück, um Klarheit über die Methode zu erbitten, die er im Kampf gegen das Böse

anwenden solle. Dann beschritt er einen für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen Weg. Er begann, den persönlichen Kontakt zu den Menschen zu suchen, zu den Wirtsleuten und Dirnen, zu den kleinen Handwerkern und Zuhältern, den verwehrtesten Frauen und Kindern, die sonst niemals zu seinen Predigten kommen würden; ihr Vertrauen zu gewinnen, war der mühevollste und wesentlichste Teil der Mission! Tag für Tag zog er unverdrossen durch die schmutzigen Gassen, grüßte alle freundlich und versuchte, behilflich zu sein, wo er konnte.

Natürlich erntete der Schwarzrock dafür nur Spott, Misstrauen und Hass, man bewarf ihn mit Steinen und Unrat. Er ertrug diese Flut der Ablehnung mit aller Sanftmut - bis man sich mit der Zeit an seinen Anblick gewöhnte. Immer öfter rief man ihn zu Kranken, und vor allem die Kinder fassten bald Vertrauen, weil Grignion als Einziger gut zu ihnen war. In diesen Wochen studierte er aufmerksam die Gewohnheiten dieser Leute, ihre Not, aber auch ihre guten Seiten. Das Erfassen der Lage, woran die Dorfgemeinschaft wirklich krankte, ob an verborgenen Lasten oder alten Feindschaften, war entscheidend, um das Übel der Sünden an der Wurzel zu packen! Das war der radikale Anspruch Grignions: er gab sich nicht zufrieden mit einer Mission, die nur einen oberflächlichen und flüchtigen Wandel bewirkte, nicht aber das Innerste der Menschen in Bewegung brachte. Mission hieß für ihn, mit dem Teufel um Seelen zu ringen und ihnen Christus auf eine Weise zu verkünden, dass Er in ihr Leben aufgenommen werden und es von innen her verwandeln konnte.

 Wie jedoch konnte Ludwig Maria diese verwundeten Herzen, die kein Interesse hatten, ihre schlechten Gewohnheiten aufzugeben, gewinnen? - Über die Kinder! Diese lud Grignion als Erste in sein „Pastoralzentrum“ ein, eine

ehemalige Scheune, die er Maria, der „Königin der Herzen“, weihte. Mit einfachen religiösen Liedern, Bibelgeschichten und den grundlegenden Glaubenswahrheiten waren die Kinder leicht für das Gute zu begeistern. Sobald er ihre Herzen bereit fand, lehrte er sie das Vaterunser und das Ave Maria und betete mit ihnen den Rosenkranz. Sofort begannen die Kleinen, jedem zu erzählen, wie schön es „*beim guten Vater von Montfort*“ war! Nach kurzer Zeit kamen neugierig die ersten Mütter, so dass Grignion nach der Kinderstunde auch für sie eine Katechese hielt und mit ihnen betete.

Sie waren dankbar, dass ihnen jemand ein wenig Liebe und Hoffnung vermittelte, und liebten sich nach und nach zum Guten hinführen. Ebenso geschah es mit den Männern, und irgendwann fingen diese Menschen an, in Grignion einen wahren Vater und Priester zu sehen. Nun erst begann der Missionar, sie zu ermutigen, mit der Sünde zu brechen und ein neues, wahrhaft christliches Leben zu beginnen. Dazu sollten sie in gemeinsamer Prozession zur Pfarrkirche ziehen, in aufrichtiger Reue beichten und die Hl. Kommunion empfangen. Sicherlich war dies der entscheidende Augenblick, in dem die Gnade ihr Werk vollbringen musste; und erstaunlicherweise folgten die Menschen ihrem Hirten! Poitiers erlebte ein nie dagewesenes Schauspiel. Zum Schluss hinterließ Ludwig Maria ihnen in der Scheune eine Statue der Gottesmutter mit der Bedingung, es solle dort fortan jeden Abend der Rosenkranz gebetet werden, was auch geschah. Dies war immer der letzte Schritt der Mission, die meist vier bis fünf Wochen dauerte: ein bleibendes Werk zu schaffen, dem die Leute treu bleiben sollten, eine Bruderschaft oder ein Kalvarienberg, als Erinnerung und Beweis ihrer wiedergewonnenen „ersten Liebe“ zu Gott.

An seiner Stelle ließ Grignion manchmal das Kreuz sprechen. Als die Kirche eines Abends übervoll war, stieg er auf die Kanzel, nahm sein Missionskreuz und betrachtete den Gekreuzigten lange, liebevoll und mit tränennassen Augen, ohne ein einziges Wort zu sagen. Dann verließ er schweigend die Kanzel. Die Anwesenden waren von dieser „wortlosen Predigt“ tief getroffen, und noch mehr, als der Heilige mit dem Kreuz durch die Reihen ging und es ihnen allen mit den Worten zum Kuss anbot: „Sehet euren Erlöser! Reut es euch nicht, Ihn beleidigt zu haben?“

Totus Tuus - ganz dein bin ich

Die Grundgedanken seiner marianischen Lehre fand Grignon schon in der Mariologie, die in Saint-Sulpice gelehrt wurde und die Maria als zentrales Mittel erkennt, um Christus zu finden und Ihm ähnlich zu werden. Ludwig Maria vertiefte und vervollständigte diese Gedanken in außerordentlich erleuchteter Weise und machte sie durch die Hinführung zur Weihe an Maria bis heute für jedermann im Alltag lebbar.

Ihrem Wesen nach ist die Ganzhingabe an die Gottesmutter eine vollkommene Erneuerung der Taufgelübde. Denn in einem bewussten und freien Willensakt schenken wir uns erneut Christus mit allem, was wir sind und haben, und zwar durch die Hände Mariens. Wir vertrauen uns ihr als unserer Mutter ganz und für immer an, da Jesus selbst uns diesen Weg vorausgegangen ist *„und uns gerufen hat, damit wir auf dem gleichen Weg zu Ihm gehen, auf dem Er zu uns gekommen ist, nämlich durch Maria“*. So ist sie *„der leichteste, kürzeste, vollkommenste und sicherste Weg zu Jesus Christus“*, und, wie es die praktische Erfahrung und das Beispiel zahlloser Menschen lehrt, die diesen Weg

gegangen sind, auch der schönste! Wunderbar sind die Wirkungen, die er hervorbringt: *„Wer sich Maria weiht, dem schenkt auch sie sich ganz und auf unaussprechliche Weise. Sie taucht ihn ein in den Abgrund ihrer Gnaden; sie schmückt ihn mit ihren Verdiensten. Sie erleuchtet ihn mit ihrem Licht ... Sie entzündet ihn durch ihre Liebe ... Sie teilt ihm ihre Tugenden mit ... Da also diese Seele ganz Maria gehört, gehört Maria auch ganz ihr.“* *„Je mehr der Heilige Geist Seine teure und unzertrennliche Braut Maria in einer Seele findet, desto mehr kann Er in dieser Seele wirken, desto besser kann Er Christus in ihr hervorbringen.“* Ziel der Weihe an Maria, die „Gussform Gottes“, in welcher der Gottmensch Jesus selbst geformt wurde, ist also die Umgestaltung des ganzen inneren Menschen in Christus. Gegen Ende seines Lebens vertraute Grignon einem Freund an: *„Ich genieße die besondere Gnade der ständigen Gegenwart Jesu und Mariens in meiner Seele.“* So bestätigt er durch sein eigenes Leben und Wirken die Wahrheit und Kraft seiner Lehre.

Apostolischer Missionar

1707 begab sich Ludwig Maria mit 34 Jahren zu Fuß nach Rom. Papst Klemens XI. hieß seine besondere Missionsmethode gut und verlieh ihm den Titel eines „Apostolischen Missionars“. Endlich hatte „Père de Montfort“ die kirchliche Bestätigung für seinen Weg! Als ruheloser Missionar zog er nun neun Jahre lang durch die Diözesen Nantes, Luçon und La Rochelle und vermittelte den Menschen durch seine Hingabe die Kraft zum Guten. Sein Einfluss war so groß, dass man ihn heute noch, nach fast 300 Jahren, in diesen Gebieten spüren kann.

In der Diözese La Rochelle fand er sein bleibendes Wirkungsfeld. Hier hielt er seine größten Missionen, verfasste im Jahre 1712

sein wichtigstes Werk, die „Abhandlung über die wahre Andacht zu Maria“, und konnte schließlich seine beiden lange ersehnten Gründungen der „Töchter der Weisheit“ und der „Gesellschaft Mariens“, der heutigen Montfortaner, beginnen. Während seiner letzten Mission in dem Dorf St.-Laurent-sur-Sèvre starb Ludwig Maria, schwer geschwächt durch einen Giftanschlag und vom apostolischen Feuer aufgezehrt, am 28. April 1716, nur 43-jährig, mit den Namen Jesu und Mariens auf den Lippen. In den 16 Jahren seines Priestertums hatte der Mann Gottes zu Fuß ca. 25 000 km zurückgelegt und etwa 200 Missionen gehalten, die das Leben Tausender veränderten.

Die Apokalyptische Endzeit

Als wahrer Prophet durfte Grignon das Wirken Gottes durch Maria in der Apokalyptischen Endzeit schauen: „Durch Maria hat das Heil der Welt begonnen, durch Maria muss es auch vollendet werden ... In der Endzeit werden die Gotteskinder Maria in aller Klarheit schauen, soweit dies im Glauben nur möglich ist. Sie werden die Fülle ihres Erbarmens erfahren und erkennen, wie sehr sie die Hilfe Mariens brauchen ... Ihr ist die Bildung und Erziehung der großen Heiligen vorbehalten, die gegen das Weltende hin auftreten werden - erfüllt vom Heiligen Geist und vom Geiste Mariens. Durch sie wird die himmlische Herrin in der Welt große Wunder wirken.

Sie wird die Feinde vernichten und das Reich ihres Sohnes Jesus Christus über den Trümmern des Reiches der verderbten Welt aufrichten. Und diese heiligen Menschen werden all das durch jene Ganzhingabe an Maria vollbringen ... Sie werden ein verzehrendes Feuer sein ... Wo immer sie predigen, werden sie dort stets das Gold jener Liebe zurücklassen, die die Erfüllung des ganzen Gesetzes ist.“ So betete Ludwig Maria, von Sehnsucht entflammt: „Komm auf die Erde hernieder, Heiliger Geist, ganz Feuerherd, und forme Priester, ganz aus Feuer! Durch ihr Wirken erneuere das Antlitz der Welt und mache ganz neu Deine Braut, die Kirche.“

Quelle: Hildegard Waach, Grignon von Montfort, Franz-Sales-Verlag 1966

Die französische Mystikerin Marthe Robin schrieb erleuchtet an den General der Montfortaner:

„Grignon von Montfort war sich dessen nicht bewusst,
was er schrieb, er wäre zu stolz geworden.
Er schrieb nieder, was der Heilige Geist ihm diktierte.“

Der hl. Ludwig Maria von Montfort
vertraute sehr auf die verwandelnde Kraft des Rosenkranzgebetes,
deshalb sagte er immer wieder:

„So wie das Heil der Welt
mit dem Ave Maria des Engels begonnen hat,
liegt auch das Heil jedes Einzelnen in diesem Gebet beschlossen.
Es bringt das Wort Gottes in unserer Seele zum Keimen.“

Das Lächeln der Lumpensammlerin

Zu allen Zeiten wird die katholische d. h. die weltumspannende Vielfalt der Kirche eindrucklich von Gläubigen verschiedener Rassen, Nationen und Kulturkreise widergespiegelt, die das Evangelium Jesu für sich ernst genommen und konkret auf ihr persönliches Leben angewandt haben. Ein schönes, bei uns in Europa wenig bekanntes Beispiel dafür ist die junge Apothekerin Satoko Kitahara aus Japan. Ihr demütiges Glaubenszeugnis hat viele für das Göttliche inspiriert und ihre Umgebung zum Guten verändert. Selbst über die Jahre hinweg hat Satokos christliches Handeln nichts von seiner marianischen Ausstrahlung verloren.

*E*s war ein schöner Frühlingstag, als die junge Pharmaziestudentin Satoko Kitahara am 20. März 1948 von ihrem vornehmen Zuhause in einem Vorort Tokyos aufbrach, um eine Studienkollegin in Yokohama zu besuchen. Nur drei Jahre war es her, dass ganz Japan, wie gelähmt, die Stimme seines Kaisers Hirohito vom Chrysanthementhron aus vernommen hatte, der nach den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki an das japanische Volk appellierte, „*das Unerträgliche zu ertragen*“: die bedingungslose Kapitulation.

13 Millionen Japaner waren seit Kriegsende obdachlos. Im halb zerstörten Tokyo lebten Zehntausende wie Ratten in verrosteten Blechhütten und Verschlagen. Die tägliche Essensration bestand aus nur zwei Schalen Reis, doch noch viel schlimmer waren die Hoffnungslosigkeit und eine erschreckend gestiegene Selbstmordrate. Auch das elegant gekleidete Mädchen Satoko

beschäftigten viele quälende Fragen über den wahren Lebenssinn, die sie nun auf einem Spaziergang durch Yokohama mit ihrer Freundin besprach. Bei der Herz-Jesu-Kirche angelangt, drängte es Satoko einzutreten. Beide waren noch nie in einer katholischen Kirche gewesen und suchten sich nun in dem stillen, fremden Raum zurechtzufinden. Links vorne auf einem Altar befand sich die lebensgroße Gipsstatue einer Frau mit einem vor ihr knienden Mädchen, die hl. Bernadette, wie Satoko später erfuhr. „*Zum ersten Mal sah ich eine Marienstatue*“, erzählte sie, an diesen bewegenden Moment zurückdenkend:

„*Ich starrte auf die Statue und empfand eine sehr starke, mir unerklärliche Anziehungskraft. Immer schon hatte ich dieses unbestimmte, aber starke Verlangen nach dem ganz Reinen, das mich von Kindheit an begleitete.*“

Gottes liebende Vorsehung

Wachdenklich kehrte Satoko nach Tokyo zurück, wusste aber nichts Rechtes mit dem Erlebnis vor der Lourdesstatue anzufangen. Schon beanspruchte sie ihr Unistudium wieder voll und ganz, das sie ein Jahr später, im März 1949, erfolgreich als Apothekerin abschloss.

Innerlich suchend, lehnte das Mädchen vorerst sowohl zwei verlockende Arbeitsangebote als auch mehrere Heiratsanträge ab, darunter den eines Arztes samt Klinik. Ihr Vater, ein berühmter Universitätsprofessor, tolerierte diese Entscheidung großmütig: *„Mutter und ich werden dich nie hindern, ganz frei deinen Lebensweg zu wählen, solange du ihn gut gehst.“*

Als die 20-jährige Satoko bald darauf ihre kleine Schwester Choko am ersten Schultag zur katholischen Privatschule der Mercedarierinnen begleitete, hörte sie bei der Eröffnungsrede tief beeindruckt die Worte: *„Gott hat in Seiner liebenden Vorsehung Ihre Kinder zu dieser Schule gebracht.“* Satoko stammte aus einer aristokratischen Familie, die auf eine tausendjährige Shinto-Priester-Ahnenreihe zurückblicken konnte, welche durchgehend bis ins 19. Jh. reichte, bis zu ihrem Großvater. Nun hoffte sie, bei nächster Gelegenheit mehr über „Gottes liebende Vorsehung“ zu erfahren, denn davon hatte das kultivierte Fräulein, das mehrere Fremdsprachen beherrschte und eine hervorragende Pianistin war, noch nie etwas gehört.

Zwei Monate später, im Mai 1949, war Satoko wieder mit Choko unterwegs zur Schule. Eine junge Schwester begegnete ihnen, und als Satoko in deren friedvolles Antlitz blickte, erwachte in ihr, wie damals in der Herz-Jesu-Kirche in Yokohama, jenes eigenartige Sehnen nach dem ganz Reinen. Da sie aber nicht wusste, wie sie damit umgehen sollte, ergriff sie die Flucht. Sechs Wochen lang versuchte sie, ihre Unruhe

durch Zerstreungen zu betäuben. Dazu sah sie sich in ihrer Leidenschaft für Theater, Konzerte und Kino sechs Filme pro Woche an. War ihr Taschengeld aufgebraucht, lieh sie sich Kinogeld von ihrer älteren Schwester Kazuko. Doch die Friedlosigkeit und Leere in ihr blieben.

Im Juli hielt Satoko es nicht mehr aus und vertraute sich einer der spanischen Schwestern an. Da begann Mutter Angeles, ihr über das Christentum zu erzählen, und in ihrer Zuhörerin entbrannte sofort eine *„neue Liebe“*, die nie mehr enden sollte. Täglich ging Satoko nun um 6.00 Uhr zur Hl. Messe und kam pünktlich um 10.00 Uhr zur Katechese, *„um jenen Glauben kennenzulernen, der die ausländischen Schwestern veranlasste, so Kostbares wie ihre Familien zu verlassen, um Leuten in einem fremden, fernen Land zu dienen“*. Die Eltern sahen es ungern, doch nach vier Monaten war es so weit: *„Ende Oktober hatte ich den ganzen Kurs über den Katholizismus beendet und war überzeugt, die Wahrheit gefunden zu haben. Ich bat um die Taufe. Auch wenn Katechumenen normalerweise ein Jahr warten mussten, konnte ich alle überzeugen, jetzt schon bereit zu sein, so dass ich am 20. Oktober auf den Namen Elisabeth getauft und zwei Tage später auf den Namen der Mutter Jesu, Maria, gefirmt wurde. Seitdem hatte ich den Wunsch, ja ein wachsendes inneres Bedürfnis zu dienen ... Mit einigen Frauen besuchte ich Waisenhäuser, half beim Kinderkatechismus und machte vieles mehr. Doch irgendetwas fehlte.“*

Wollte Gott sie berufen? Die junge Katholikin war bereit. Schon lag das Zugticket unter ihrem Kopfkissen, um ins Postulat der Mercedarierinnen zu reisen, doch über Nacht bekam Satoko plötzlich 40 Grad Fieber. Die Diagnose des Arztes lautete: *„Tuberkulose!“*

Bruder Zeno, „der Bettler der Gottesmutter“

Der Franziskanerbruder Zeno Zebrowski (1891-1982), ein geistiger Sohn der ersten Stunde von Maximilian Kolbe, war mit dem Heiligen zur Anfangsmision nach Japan gekommen und 52 Jahre lang treu bis zu seinem Tod geblieben. Für die Japaner wurde er als „der Bettler der Gottesmutter“ zum Symbol christlicher Liebe, denn nach dem Zweiten Weltkrieg reiste der Sammelbruder durchs ganze Land, um den Ärmsten zu helfen.

Als Bruder Zeno im Dezember 1950 auf einer seiner monatelangen Betteltouren erstmals in Tokyo eintraf, begegnete er Satoko. Sie war gerade beim Klavierspielen im ersten Stock des Geschäftes für Schuhgroßhandel ihrer Schwester Kazuko, als man sie nach unten rief, wo einer warte, der wie der hl. Nikolaus aussähe. *„Schon stand ich einem großen Fremden in schwarzem Habit mit langem weißem Bart gegenüber, der mit seinen gütigen Augen bis auf den Grund meiner Seele zu blicken schien. Er sah meinen Rosenkranz, und ich sagte: ‚Meine Taufe war erst letztes Jahr.‘ - ‚Gut, gut!‘, erwiderte er in gebrochenem Japanisch. ‚Die Gottesmutter schenkt dir viele Gnaden, und du, bete bitte für die furchtbar Armen, die hier auf der kalten Straße leben!‘ Dann reichte er mir ein billig gedrucktes Büchlein, und weg war er. Zurück in meinem Zimmer, las ich darin, wie der katholische Priester Maximilian Kolbe einst in Nagasaki wirkte und später in Auschwitz umkam. All das war mir völlig neu!“*

Zehn Minuten später hatte Bruder Zeno am morastigen Ufer des Sumida-Flusses eine Lumpensammlersiedlung ausfindig gemacht, wo er an die schmutzigen Kinder seine erbettelten Gaben austeilen wollte. Da wandte sich Ozawa, ein ehemaliger gerissener Geschäftsmann, an ihn: *„Du gehörst zur ‚Amen-Religion‘, aber wir sind keine Bettler und brauchen*

deine Almosen nicht.“ Als „der Boss“ organisierte Ozawa hier seit Kriegsende das Leben von etwa hundert Obdachlosen, die jeden Abend für Lumpen, Schrott, Altpapier, Abfälle, je nach Gewicht und Qualität, bezahlt wurden und sich für den Lohn mittlerweile notdürftige Behausungen errichtet hatten. Nun tauchte auch der 35-jährige Matsui, ein ehemaliger Schriftsteller, auf. Als Christenhasser blickte erabschätzig auf den Franziskanerbruder. Matsui, der nach dem Krieg deprimiert und verbittert als Angestellter in einer Anwaltskanzlei tätig war, hatte den Lumpensammlern vom Sumida-Fluss geholfen, einen juristischen Verein zu bilden. So sehr machte er sich deren Schutz vor der Mafia und vor dem Abreißen ihrer Hütten durch die Stadtverwaltung zum Anliegen, dass er jetzt in der Siedlung lebte, der er den Namen „Ameisenstadt“ gab, *„weil Ameisen immer und überall hart arbeiten und aus ihrer Gemeinschaft Kraft schöpfen“*. Schroff wandte er sich an Bruder Zeno: *„Wenn du schon helfen willst, so bringe uns in die Zeitung, damit die Stadtbehörden uns nicht einfach auslöschten und niederbrennen können.“* Und ohne weitere Rücksprache teilte er einer Zeitungsredaktion das kühne Gerücht mit: *„Hier ist die Ameisenstadt. Mit Bruder Zenos Hilfe bauen wir eine Kirche.“* Das schlug wie eine Bombe ein! Sofort kam ein Journalist und schoss Fotos mit dem Boss, Matsui und Bruder Zeno. Fasziniert las Satoko tags darauf den Zeitungsartikel und machte sich an einem der folgenden Dezembertage entschlossen auf die Suche nach der Ameisenstadt am Sumida-Ufer. Als sie dann etwas unsicher vor dem „Büro“ des Bosses stand, kam ihr Bruder Zeno lächelnd entgegen. *„Kommen Sie, Fräulein, ich zeige Ihnen etwas!“*, sagte er und führte sie nur 500 m weiter, wo Leute sich Erdlöcher in die Uferbank gegraben und mit Karton ausgelegt hatten. Der Gestank ließ Satoko zurückweichen. Gehörte dieser schreckliche Streifen Erde, weniger als einen

Kilometer von ihrem zweistöckigen Zuhause entfernt, wirklich zu Tokyo? Fassungslos kehrte sie mit Bruder Zeno um. Daheim erläuterte er ihr anhand von Zeitungsartikeln, wie Tausende Kriegsoffer auch in anderen Großstädten ähnlich hausten und dahinvegetierten.

„An diesem Abend lag ich schlaflos im Bett. Bruder Zeno, ein Mann ohne Bildung, hatte mir eine Seite Japans enthüllt, deren Existenz mir unbekannt war, wo aber Tausende in unglaublichem Elend und bitterer Not lebten ... Ich wurde verhätschelt

und war umgeben von Teppichen, Gasöfen und einem Garten, während dieser Fremde, ohne an sich zu denken, in einer verlorenen Welt arbeitete, die eine sehr schmerzliche Realität war. Mein bisheriger christlicher Einsatz kam mir plötzlich wie das ‚schmerzlose Hobby einer Prinzessin‘ vor. Ich hatte seit der Taufe inständig um Klarheit gebetet, wo ich Gott und den Menschen aus ganzem Herzen dienen könnte. Jetzt war ich freudig erregt über die gewonnene Sicherheit, dass Bruder Zeno mir nun wie ein Engel Gottes den Berufungsweg wies.“

Arm werden, um andere reich zu machen

Wenige Tage vor Heiligabend bat Bruder Zeno seine neue „geistliche Freundin“ Satoko, für die Ameisenkinder das Weihnachtsfest zu organisieren. Sie war einverstanden, und mit diesem Jawort trat sie erstmals bewusst in die ihr völlig fremde Welt der Lumpensammler ein. Bald schon war die Ameisenstadt ihr Herzensanliegen, und der tägliche Besuch dort gehörte zu ihrem neuen Alltag. Zweifellos war es das Wirken des Hl. Geistes in diesem Mädchen aus der High Society, dass sie es als ihre ganz persönliche Berufung erkannte, sich - ähnlich ihrer Taufpatronin, der hl. Fürstin Elisabeth von Thüringen - der Allerärmsten anzunehmen, von denen manche schon fünf Jahre lang von der Hand in den Mund lebten.

Die Nachbarn im Nobelviertel klagten verständnislos über „Diebe, Krankheitserreger und Lärm“, wenn Fräulein Satoko die verlauste Rasselbande der Ameisenkinder in die väterliche Villa brachte, von denen sie liebevoll „sensei“, „Lehrerin“ genannt wurde. Die bestürzten Eltern zeigten ihrer Tochter die Gefahren dieses ungewöhnlichen Lebens auf, ließen sie aber trotzdem frei gewähren. Mutter Kitahara übernahm es sogar jeden Abend persönlich, ihre Tochter im Badezimmer zu entlausen, die Kleider zu desinfizieren und das von den „Ameisen“ zum

Singen und Musizieren benützte Pianozimmer auszuräuchern.

Satoko hatte ihrer früheren Uni-Freundin Mayumi, die ebenfalls aus reichem Haus stammte und als Apothekerin zum katholischen Glauben konvertiert war, über „ihre Kinder“ geschrieben. Mayumi antwortete ihr ganz offen: *„Auch ich versuche Gutes zu tun, indem ich regelmäßig Ordensschwwestern in Elendsviertel chauffiere und dort den Kranken medizinisch beistehe. Dann aber kehre ich heim, bade und gehe im Abendkleid ins Theater. Welch schmerzlicher Widerspruch in meinem Leben! Welche Kluft zwischen uns und den Armen! Wie überbrückst du diesen Abgrund in der Ameisenstadt? Sollte es eine ‚Medizin‘ geben, um diese unerträgliche Situation zu heilen, bitte schicke mir die ‚Gebrauchsanweisung‘!“* Natürlich kannte Satoko denselben Widerspruch: morgens hinabzusteigen in die Armseligkeit, um abends wieder heimzukehren in eine heile Welt mit Bad, warmem Essen und Erholung am offenen Kamin. Sie antwortete Mayumi: *„Auch ich fühle mich in dieser eigenartigen neuen Welt wie ein kleines hilfloses Kind, aber ich lasse mich einfach innerlich führen.“*

Ihr Vertrauen auf Gott schöpfte sie aus der täglichen Hl. Kommunion, und diese Kraft hatte sie auch bitter nötig! Denn die beiden ungläubigen Verantwortlichen der Ameisenstadt waren nicht offen für ihr Wirken. Der Boss beobachtete sie mit Skepsis, und Matsuis feindselige Ablehnung der reichen Fremden gegenüber war mehr als offensichtlich.

Klipp und klar sagte er ihr eines Tages ins Gesicht: *„Ich mag Katholiken und besonders Missionare nicht, diese Heuchler und über-tünchten Gräber. Junge Damen wie du kommen in die Slums und bringen aus ‚christlicher Nächstenliebe‘ als ‚Jünger Jesu‘ von dem, was sie eh nicht brauchen oder im*

Überfluss haben. Aber ihr habt nicht die geringste Ahnung von der Misere jener, die 365 Tage im Jahr hier im Elend zubringen. Wir hier sind nur an solchen interessiert, die bleiben und die Probleme und Leiden mit uns teilen. Lies doch 2 Kor 8,9!“

Am Abend taumelte Satoko fiebrig nach Hause. Die Tuberkulosekranke musste ins Bett und hatte nun Zeit genug, in besagtem Paulusbrief immer wieder den Vers zu lesen: *„Ihr wisst, was Jesus Christus, unser Herr, in seiner Liebe getan hat: Er, der reich war, wurde euretwegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen.“* Ein Ungläubiger hatte sie mit der Hl. Schrift sehr herausgefordert.

Freiwillig eine von ihnen

Nach vier Wochen erlaubte ihr der Arzt aufzustehen, und sie ging mit der Hl. Schrift zum Sumida-Fluss hinunter, wo ihr Gott etwas Wichtiges zu erkennen gab: *„Bisher meinte ich, eine Superchristin zu sein, nur weil ich mich herabließ, Ameisenkindern in meiner Freizeit ... zu helfen. Gott aber, um uns zu retten, hat Seinen einzigen Sohn gesandt, der einer von uns wurde, ja, wirklich einer von uns. Das traf mich sehr. Es gab also nur einen Weg, um diesen Kindern zu helfen: selbst Lumpensammlerin zu werden.“*

In dem Moment traf sie einen Jungen mit seinen Eltern, die für immer aus der Ameisenstadtweggingen. Als Abschiedsgeschenk reichte ihm Satoko ihre Hl. Schrift und bat ihn um seinen Karren, den sie an diesem Septembertag 1951 erstmals in die Siedlung rollte. *„Hast du im Korintherbrief gelesen?“*, fragte Matsui sie etwas sanfter, und der Boss meinte lächelnd: *„Oh, schön, unser junges Fräulein ist zurück!“* Sie aber erwiderte: *„Bitte nennt mich nicht mehr so. Jetzt bin ich eine Lumpensammlerin wie ihr!“* Als die 22-Jährige tags darauf im Garten ihren Wagen ölte und Prof. Kitahara seine Tochter erstaunt fragte, was sie da tue, sagte sie ruhig: *„Vater,*

das ist mein Karren, und ich bin nun Lumpensammlerin. Mein Taufname ist Elisabeth. Diese Heilige tat viel für die Armen, bis sie merkte, sie muss selbst ganz arm werden. Dasselbe habe ich auch für mich so verstanden.“

Mit Elan begann Satoko trotz angeschlagener Gesundheit ein reges Apostolat als *„Ameise unter Ameisen“*. Der Boss hatte jetzt, nach neun Monaten, keine Vorurteile mehr gegen sie, und seinem Rat folgend, vertrauten alle Eltern ihre Kinder ganz Satokos Erziehung an. Ein festes Tagesprogramm wurde aufgestellt, und bald nahmen neben den Kindern auch immer mehr Eltern und selbst der Boss am täglichen Morgengebet in der einfachen Holzkirche inmitten der Ameisenstadt teil, die der ungläubige Matsui fast über Nacht mit vielen Helfern errichtet hatte, nachdem wieder Abreißgerüchte aufgekommen waren. Im Laufe der Monate organisierte Satoko ein Badehaus, machte mit den Kindern nach der Schule Hausaufgaben, um dann mit ihnen bis spätabends Lumpen zu sammeln, die sie anschließend noch sortieren und abwiegen mussten. Nach dürftigem oder oft gar keinem Essen kehrte die Erschöpfte meist erst gegen Mitternacht zum Schlafen zu ihrer Familie zurück.

Satoko, daheim von Dienstboten umgeben, sagte eines Tages, als sie die Ameisen-Kinder mit leeren Körben auf dem Rücken ihre Karren heranrollen sah: „Ich komme auch mit! Aber geht ihr schon voraus!“ Ehrlich gesagt fehlte mir der Mut, einen eigenen Karren zu nehmen. In meiner Schwäche für schöne Kimonos war ich auch an besagtem Tag in einen besonders geschmackvollen gekleidet, und es schien mir auf einmal unmöglich, so mit den schmutzigen Kindern herumzuziehen. Darum begann ich verstohlen und verlegen, da und dort in den Straßen der Stadt Tokyo ein wenig Abfall zu sammeln. Als ich mich dabei aufrichtete, blickte ich zu meiner größten Überraschung direkt in die Augen unseres Nachbarn. Wie peinlich! O wie erbärmlich fühlte ich mich, hochrot im Gesicht! Doch im nächsten Augenblick versenkte ich mich ins Gebet und rief innerlich: ‚Maria!‘ Sofort nach dem Stoßgebet war ich frei von jeder falschen menschlichen Rücksichtnahme. Postwendend kehrte ich um, holte mir einen leeren Karren, und schon war ich auf der Straße. Beim Gehen fiel mir Marias Antwort an den Engel ein, die mir tiefen Frieden schenkte: ‚Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort.‘“

Für ihre kleinen „Ameisen“ fiel Satoko immer etwas Unterhaltsames ein, und weil sie zudem viel für sie betete, kehrte bei der lärmenden Schar bald Freude und Lachen ein. Sie brachte ihnen auch bei, über Schmutz und Elend hinweg das verborgene Schöne in der Schöpfung zu sehen und Jesus dafür zu danken. Nach dem Motto „Glücklich wird, wer selbstlos ist“ gewann sie ihre Kinder für Besuche bei Alten und Kranken der Ameisenstadt. Im Sommer halfen alle „Ameisen“ begeistert bei einer Lumpensammelaktion mit, um Obdachlose, Leprakranke und noch ärmere Kinder, als sie selbst es waren, beschenken zu können.

„Maria von der Ameisenstadt“

*Er*neut warf es die 22-Jährige mit Tuberkulose aufs Krankenlager, und es fiel Satoko schwer, nur mit ihrem Rosenkranz bewaffnet untätig dazuliegen. Doch es erreichten sie viele Briefe mit Anliegen aus ganz Japan, denn „Maria von der Ameisenstadt“, wie man sie nannte, war inzwischen weithin bekannt. Als Matsui sie besuchte, reichte sie ihm den Brief von Hiroichi Horiike, einem japanischen Kriegsgefangenen, der auf den Philippinen unschuldig zum Tod verurteilt worden war. Im Gefängnis hatte er zum Glauben gefunden, einzig das Chaos im Nachkriegsjapan beunruhigte ihn. Er schrieb Satoko: „*Als ich über deine Arbeit in der Ameisenstadt erfuhr, kam Friede in mein Herz. Du bist täglich in meinen Gebeten, und im Blick auf dich lohnt es sich, für Japan mein Leben hinzugeben.*“ Satoko bat Matsui, ihr zu helfen, den Präsidenten der Philippinen um Begnadigung für den Mann zu bitten, und erklärte ihm: „*Ich meinerseits bin gerne bereit, dafür zu den philippinischen Kriegswaisen und Kriegswitwen zu gehen, um für sie zu arbeiten und zu dienen.*“ Auch „ihre“ Kinder ließ Satoko innig in dem Anliegen beten - und Hiroichi kam tatsächlich frei.

Später schrieb Matsui: „*Dieses Ereignis war ein Wendepunkt in meinem Leben. Ich hatte*

gedacht, das Christentum sei nur seicht, voll schöner Zeremonien, Orgelmusik und sentimentaler Hymnen. Doch jetzt sah ich, dass Satokos Glaube stark genug war, um sie zu den Armen in ein fremdes Land gehen zu lassen.“

„*Wie ungerecht hatte ich sie und ihren christlichen Glauben beurteilt!*“

Als der Boss ihm zur gleichen Zeit mitteilte: „*Ich habe durch Satoko Christus und ihre mächtige Religion kennengelernt, deshalb werde ich den Priester um die Taufe bitten*“, begann Matsui mit dem Boss und den Familien der Ameisenstadt jeden Sonntag die Hl. Messe und den Katechismusunterricht zu besuchen. Auch wenn keiner ihrer eigenen Familie unter ihnen war, erfüllte es Satoko mit riesiger Freude, als ihre geistigen Kinder schließlich am 20. Oktober 1952, genau an ihrem Tauftag, Christen wurden. Matsui hatte „Josef“ und der Boss „Zeno“ als Taufnamen gewählt. Dankbar wünschten sie, Satoko wenig später für immer in die Ameisenstadt heimholen zu dürfen. Schweigend küsste die Schwerkranke das Kreuz ihres Rosenkranzes und kam.

*S*echs Jahre noch lebte und half sie bei ihren Ameisenkindern. Als man im Januar 1957 die

Siedlung endgültig niederbrennen wollte, flehte sie inständig: „*Gottesmutter, ich bin ohne zu klagen bereit ... Ich habe dem Herrn alles gegeben, was ich besaß. Welch kostbare Gnade wäre es jetzt, mich ganz opfern zu dürfen.*“ Wie durch ein Wunder wurde am 22. Januar 1958 Land für eine neue Ameisenstadt bewilligt. Nur einen Tag später starb Satoko mit 28 Jahren mit den Worten: „*Gott hat uns alles*

geschenkt, worum wir Ihn gebeten haben.“ Jesus hatte ihr Lebensopfer für die Rettung der Ameisenstadt angenommen.

Unter großer Beteiligung der Bevölkerung leitete der Erzbischof von Tokyo Satokos Beerdigung, und sofort begannen Priester, Ordensleute, Gläubige und Ungläubige sie um ihre Fürsprache anzurufen. Der Seligsprechungsprozess für die „Dienerin Gottes“ ist eingeleitet.

Die Holzschrift-Mission

Gott kennt tausend Wege, um das Herz eines Menschen anzurühren und tiefer zum Glauben zu führen. Einer davon ist die Kunst, auch die Schauspielkunst - umso mehr dann, wenn man sie bewusst in den Dienst Gottes stellt. Unsere Theatermission in Nitra/Slowakei (vgl. Triumph des Herzens Nr. 84) ist ein schönes Beispiel dafür, wie die Gnade durch das Theaterspiel Zuschauer, Techniker und Darsteller gleichermaßen verändern kann.

Viele Jahrzehnte hatte es das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei den Menschen sehr schwer gemacht, ihren Glauben zu praktizieren und an die jüngere Generation weiterzugeben. 1991, nach der Wende, rief S. E. Kardinal Korec unseren Gründer P. Paul Maria mit zwei unserer Missionarinnen nach Nitra, um beim Aufbau des neu gegründeten katholischen Gymnasiums der hll. Cyrill und Method mitzuhelfen. Als Lehrer für verschiedene Fächer in deutscher Sprache war es von Anfang an ihr großes Anliegen, den Schülern über das Fachwissen hinaus vor allem christliche Werte und Inhalte zu vermitteln, als Grundlage, um ihre künftige Lebensaufgabe einmal glücklich erfüllen zu können.

So machten sich die drei Missionare schon im Dezember, nur vier Monate nach ihrer Ankunft, daran, mit den Schülern ein Weihnachtsstück einzuüben, eine Tradition, die es in der Slowakei in dieser Form nicht gab! Als Pädagoge war P. Paul

Maria der Überzeugung, dass das Theaterspiel ein ausgezeichnetes Mittel zur Glaubensvertiefung ist, da Jugendliche im Allgemeinen gerne schauspielern und sich mit den darzustellenden Personen und den enthaltenen Glaubensgeheimnissen sehr eingehend beschäftigen müssen. Auch den Familien- und Freundeskreis der Schüler kann man auf diese einfache Weise gut erreichen. Denn Eltern, Freunde und Verwandte, Mitschüler und Bekannte schauen viel aufmerksamer zu, wenn ihre Kinder und Kameraden auf der Bühne ihr Bestes geben, als sie es bei jedem anderen noch so berühmten Theaterstück tun würden. Die Jugendlichen sind bis zum Äußersten daran interessiert, ihre Rolle und die Thematik des religiösen Stückes möglichst gut und eindrücklich darzustellen, sie sind mit dem Herzen dabei, müssen sich einfühlen und mit dem identifizieren, was sie verkörpern! Und das - so zeigt es sich bis heute - hat vorzügliche Auswirkungen in der Gnade, auf das Innenleben der

Menschen. Denn das Ziel des Theaterstückes ist es, sie zu Gott zu führen: das Motiv ist missionarisch.

Manche der Jugendlichen, die 1991 beim ersten Weihnachtsspiel in der Piaristenkirche mitgewirkt haben, sind inzwischen selbst Schwestern der Familie Mariens und führen diese Theatertradition als junge Lehrerinnen und Erzieherinnen fort. Was damals mit einfachsten Mitteln begann, ohne aufwendige Kostüme, mit zwei Mikrofonen und auf Holzkisten als „Podium“, das entwickelte sich freilich weiter. Alle drei Jahre kam im Dezember ein Weihnachtstück zur Aufführung. Dann, für die Fastenzeit 2003, wurde erstmals ein umfangreicheres Stück über christliche Märtyrer geschrieben, ein „Martyrologium“, das in der Turnhalle des Gymnasiums gezeigt wurde. 2007 hatte das österreichische Schauspiel „Die Frau des Pilatus“ nach der gleichnamigen Novelle von Gertrud von Le Fort den barmherzigen, verwandelnden Blick des leidenden Herrn zum Thema. Für die etwa 150 Jugendlichen war es eine völlig neue Erfahrung, dafür im kleinen Theater von Nitra auf einer echten Bühne spielen zu dürfen! Innerhalb eines Monats entstand aus der Textvorlage ein eindruckliches Theaterstück. Lieder wurden komponiert und Tänze einstudiert; der damalige Schulkaplan stellte sein Talent als Kulissenbauer und Fotograf unter Beweis; ein ganzer Trupp Gymnasiastinnen nähte und arbeitete an den aufwendigen Kostümen und Requisiten. Sogar die Regie über die Licht- und Tontechnik führten die Schüler selbst, experimentierten und filmten. Alle opferten einen großen Teil ihrer Freizeit und bewältigten „nebenbei“ noch ihre Abiturprüfungen! Die insgesamt etwa 2000 Zuschauer, unter ihnen S. E. Kardinal Korec, waren begeistert und ergriffen. Bereits nach der Generalprobe hatte eine Angestellte des Theaters den Schwestern mit Tränen in den Augen gestanden: *„Schwestern, ich wollte nur ein paar Minuten zuschauen. Doch dann habe ich das erste Lied gehört. Es war so ergreifend, und ich musste bleiben bis zum Schluss! Das werde ich nie vergessen!“*

2010 handelte das Stück „Elisabeth von Thüringen“ wiederum von der Kraft der wahren, barmherzigen Liebe. Die Nachfrage im Kartenvorverkauf war diesmal so groß, dass die fünf angesetzten Aufführungen im kleinen Theater noch am selben Tag ausverkauft waren. Gezwungenermaßen ging man für zwei zusätzliche Vorstellungen sogar ins große Theater von Nitra und füllte es beide Male bis auf den letzten seiner 600 Plätze! Gerade dort, im großen Theater, waren die Angestellten von der Natürlichkeit, Frische und Begeisterung beeindruckt, mit der die Gymnasiasten spielten.

Es war noch während der Proben. Unser Tontechniker Peter Brat (43 J.), der schon seit zehn Jahren bei den Theaterstücken des Gymnasiums mitgeholfen hatte, konnte bald alle Texte und Lieder der „Elisabeth von Thüringen“ auswendig und sang sie leise mit. Manche Szenen berührten ihn derart, dass er eine Gänsehaut davon bekam. In einer Pause kam man auf die glückliche Ehe der hl. Elisabeth zu sprechen. Ein junger Techniker meinte: *„Später möchte ich auch gerne in der Kirche heiraten, obwohl ich gar nicht praktizierend bin.“* Wieder am Mischpult, flüsterte Peter einer der Schwestern zu: *„Eigentlich bin ich nicht kirchlich verheiratet. Aber ich sollte das in Ordnung bringen.“* - *„Dann tun Sie es doch, unmöglich ist das nicht“*, entgegnete die Schwester. *„Aber Gabriela und ich, wir haben doch schon große Kinder“*, wandte Peter ein. *„Sie können ja bei uns Schwestern in unserer schönen Kapelle heiraten!“* Er war nicht abgeneigt und meinte: *„Darüber rede ich mit meiner Frau.“* Gabriela war einverstanden. Weil jedoch Zweifel aufkamen, ob Peter überhaupt getauft war, entschied der Bischof, er solle zunächst das Taufsakrament und dann, bei der kirchlichen Trauung, auch die Hl. Erstkommunion empfangen. Nach der Taufe im Mai kam Peter, dieser stille, gute Mann, gewissenhaft und mit kindlicher Offenheit zu den Vorbereitungsstunden. Anfang November 2010 schließlich fand in der Kapelle der Schwestern die schlichte Trauung statt. Mit Überzeugung wünschten die „Frischvermählten“ nun, ihre Tochter Lenka in das bischöfliche Gymnasium einzuschreiben.

Das die Bühne und der sichtbare Erfolg immer größer, die Technik immer aufwendiger und das Niveau immer professioneller wurden, ergab sich mit der Zeit wie von selbst, war aber nie Ziel der „Theatermission“, ebenso wenig, wie man seit den Anfängen die nur menschliche Idee verfolgte: Wir machen jetzt Theater, erzählen von den Heiligen und zeigen, was wir können. Es ging und geht ja bis heute darum, junge Menschen näher zu Gott zu führen, und aus dem Schulalltag wissen die Missionare, wie schwierig das ist, ja, dass dies eigentlich nur Gott selbst vermag. Entscheidend war deshalb - als Geheimnis hinter allem Theaterspielen - immer das Gebet. Doch beteten nicht nur die Schwestern, sie beteten vor allem auch mit den Schülern vor jeder Probe und vor jeder Aufführung ein Geheimnis vom Rosenkranz, das den Jugendlichen selbst zum innersten Bedürfnis wurde, weil es ihnen Ruhe und Sicherheit schenkte. Selbst bei der Besetzung der tragenden Rollen entschied man nicht einfach „auf den ersten Blick“ und nach äußerlichen Begabungen, denn häufig galt es, das Schauspieltalent erst noch zu entdecken. Vielmehr versuchte man im Gebet zu verstehen, wer der Geeignetste wäre oder wem die Rolle zu seiner persönlichen Entfaltung guttäte. Bei einem Stück zum Beispiel waren bereits alle Rollen vergeben, nur der Hauptdarsteller fehlte noch. Im Gebet bestürmte man die Gottesmutter und wurde plötzlich auf Juraj aufmerksam, einen Abiturienten, so still und unscheinbar, dass er an der Schule nie aufgefallen war. Beim Abiturball sprach er ein paar Worte zu den Eltern, auf so natürliche, humorvolle und tiefe Weise, dass man ihn schließlich fragte, ob er nicht den hl. Johannes von Gott spielen wolle. Und diese Wahl erwies sich als goldrichtig!

In noch anderer Hinsicht diente das Theaterspielen der Entfaltung der Schüler: Es stärkte enorm den Gemeinschaftssinn an der Schule. Denn durch Facebook und Computer sind die Jungen und Mädchen oft gar nicht mehr gewohnt, etwas gemeinsam zu unternehmen. Nun aber wuchsen die Jugendlichen klassenübergreifend zusammen, wurden Freunde und konnten sich über den Erfolg des anderen aufrichtig freuen. Jeder war wichtig, und dieses „Wir-Gefühl“ war für sie eine ganz neue Entdeckung! Lehrer und Schüler

wurden Zeugen, wie sich das Klima an der Schule in den zwei bis drei Monaten der Proben und Aufführungen merklich verbesserte, obgleich der Schuldruck derselbe blieb. Der Direktor staunte darüber, dass es in diesem Zeitraum keine disziplinarischen Fälle gab, die bei der Lehrerkonferenz hätten besprochen werden müssen! Und auch den Theaterleuten an den beiden Bühnen in Nitra fiel der gute Geist unter den jungen Darstellern auf, ein Geist, wie man ihn in der Bühnenwelt, die sehr von persönlichem Erfolg und Selbstbestätigung geprägt ist, kaum mehr findet.

„Juan de Dios“, ein Theaterstück über Johannes von Gott, den leidenschaftlichen Heiligen der Nächstenliebe und Gründer der Barmherzigen Brüder, war 2012 das bislang letzte große Theaterprojekt mit 150 Gymnasiasten, darunter einem Chor von 40 Sängern und Musikern. An zehn Abenden ließen sich insgesamt 5000 Zuschauer von diesem Heiligen in den Bann ziehen, so dass ein Priester etwa nach der Vorstellung sagte: *„Diese Zeit im Theater war für mich persönlich wie ein Einkehrtag“*, und ein anderer erklärte: *„Ganz neu bin ich wieder von der Freude und dem Glück erfüllt, als Priester wirken zu dürfen.“*

Ľubo, ein professioneller Theatertänzer, half bei der Choreographie und bei den Proben der Tanzeinlagen. Bei seiner Arbeit war er ein hohes Maß an Perfektion gewohnt und daher mit der Leistung der Schüler trotz ihres guten Willens nie so ganz zufrieden. Doch wog die Gnade am Ende mehr als aller Mangel an Präzision. Nach der Aufführung kam er sichtlich bewegt hinter die Bühne und gestand ergriffen: *„So etwas habe ich noch nie erlebt! Noch bei keiner Vorstellung und in keinem Theater war ich zu Tränen gerührt.“* Als er nach Hause kam, sprach er den ganzen Abend nicht, so tief hatte ihn die Gnade angerührt. Gott bewirkte, dass die zentrale Botschaft der Stücke bei den Menschen ankam. So bekannte auch Pet'o Jančár, der bei der „Frau des Pilatus“ die Rolle des römischen Statthalters gespielt hatte: *„Immer noch spüre ich ein leichtes Beben am Leib ... Ich habe mich frei und von Gott geliebt gefühlt.“*

Wenn die Schwestern heute zurückblicken, stellen sie mit Dankbarkeit fest, dass die spürbare Gnade bei den Aufführungen und die Auswirkungen seit

dem ersten Weihnachtsspiel gleich stark geblieben sind. Von der ursprünglichen Kraft der Theatermission ist nichts verlorengegangen.

Ein professioneller Schauspieler, der Vater einer unserer Schwestern, der in mehreren Theaterspielen des Gymnasiums Gottvater „seine Stimme geliehen“ und in einem Interview erklärt hatte, dies sei die schönste Rolle seines Lebens gewesen, bezeugte mehrfach: „Diese Stücke strahlen für mich Reinheit und Aufrichtigkeit aus, gerade das, was die Seele des Menschen so tief berührt.“

Darina Kárová, die Direktorin des jährlichen international renommierten „Nitra Theaterfestivals“, sagte über „Juan de Dios“: „Ich denke, es ist ein wunderschönes Theaterstück. Was da auf der Bühne geschieht, vermittelt einem reine Freude, irgendwie eine besondere Demut ... Das Publikum sollte sich immer für wertvolle Werke entscheiden, die einen Gedanken in sich tragen. Ich freue mich, dass ‚Juan de Dios‘ ein solches ist. Es gibt heutzutage viel Ballast und Schmutz, den man gar nicht mehr Kunst nennen kann. Der Mensch muss sich schützen durch wertvolle Werke.“

Zum Theaterspiel über Johannes von Gott lud man auch die Barmherzigen Brüder aus Bratislava ein, von denen einige kamen, wenn auch, wie sie später gestanden, mit keinen großen Erwartungen. Nach der Vorstellung jedoch zeigten sie sich sehr beeindruckt, und der Provinzial, Br. Ján Karlík, sagte: „Das Stück hat uns entzündet, mit noch größerer Liebe zu unserem Dienst an den Armen und Kranken zurückzukehren.“ Tatsächlich hatten die Barmherzigen Brüder schon seit längerem überlegt, wie sie den Mitarbeitern in ihren Krankenhäusern und Armen-Einrichtungen die Spiritualität und den Geist ihres heiligen Gründers vermitteln könnten. So lud der slowakische Provinzial Br. Ján auch den österreichischen Provinzial aus Wien und den Prior von Budapest zu „Juan de Dios“ ein, brachte alle seine Mitarbeiter zur nächsten Vorstellung im großen Theater mit und bestellte sogar 1000 Video-DVDs vom Theaterstück als Geschenk für alle Mitarbeiter zur Ermutigung, in den Leidenden Christus zu sehen.

Wenn man Gott vertraut

1983 gründete die italienische Ordensschwester Elvira Petrozzi in Saluzzo in der Nähe von Turin ihr erstes Haus für junge Menschen in Krisensituationen, besonders für solche, die Drogenprobleme haben. Sie nannte ihre Gemeinschaft „Cenacolo - Abendmahlsaal“. Durch aufrichtige Freundschaft und Vertrauen, gemeinsame Arbeit und Gebet erfahren die Jugendlichen die heilende Kraft des Evangeliums. Der allergrößte Teil der Drogenabhängigen und Suchtkranken, die mit Mutter Elvira den Weg gegangen sind, kehrt als neue Menschen ins Leben zurück. Einer von ihnen ist Maurizio. Im August dieses Jahres legte er beim Jugendtreffen in Medjugorje zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern Zeugnis für das Wirken Gottes in seinem Leben ab.

Als italienischer Jugendlicher sehnte ich mich nach Freiheit, nach Glück und Abenteuer. Zum Leidwesen meiner Eltern hatte ich nicht die besten Freunde und zog mich in der Pubertät immer mehr aus dem Familienleben zurück. Ich konnte die Grenzen, die meine Eltern mir steckten, einfach nicht akzeptieren. Doch je mehr Freiheit ich suchte, umso mehr wurde ich ein Gefangener der Drogen und der Kriminalität. Und so kam es, wie es kommen musste: ich endete im Gefängnis. Meine zu Recht besorgten Eltern hatten von Sr. Elvira gehört und baten sie, Kontakt mit mir aufzunehmen, was sie auch tat. So erhielt ich vor 26 Jahren im Gefängnis den ersten Brief von ihr. Ihre Sprache ist direkt, ohne Diplomatie und ohne jede Beschönigung. Der Brief begann mit den Worten: „Lieber Müllsack!“ Es waren sehr ungewohnte Worte, doch ich hatte den Eindruck, dass mir da jemand schrieb, der mich verstand; jemand, der mich kannte, der wusste, wie ich mich fühlte und mich selbst einschätzte.

Nach einem Jahr durfte ich das Gefängnis verlassen. Ich stand noch unter Hausarrest, als Sr. Elvira mich besuchte. Mich? - Ich konnte es kaum glauben. Auch bei dieser Begegnung war sie nicht zimperlich mit der Wahrheit, die sie mir unverblümt ins Gesicht sagte. Dennoch wusste ich mit Sicherheit, dass sie mich nicht nur sehr gut kannte, sondern auch liebte. Es war eigenartig, aber

bei dieser Begegnung geschah etwas. Eigentlich war sie doch eine fremde Frau und dazu noch eine Ordensschwester. Ich sagte ihr: „Sr. Elvira, ich habe keinen Glauben.“ Sie war keineswegs überrascht, sondern antwortete mir mit der ihr eigenen Entschiedenheit: „Mach dir keine Sorgen. Glaube mir, ich habe Glauben, und ich glaube für dich.“ Dann entschied ich mich, in ihre Gemeinschaft einzutreten. Oft musste sie sich noch die Worte von mir anhören: „Ich glaube nicht an Gott!“ Und jedes Mal erwiderte sie: „Aber Gott glaubt an dich!“

Das war der Beginn meiner Bekehrung. In der Gemeinschaft Cenacolo lernte ich so vieles kennen, was ich in meinem Leben eigentlich gesucht hatte, ohne es zu wissen: aufrichtige Freundschaft, Treue, Ehrlichkeit mit mir selbst und zu den anderen, Hilfsbereitschaft und vor allem die Bedeutung des Gebetes und der Hl. Eucharistie. Durch Sr. Elvira ist Gott zu mir gekommen. Ich lernte Ihn lieben und konnte mich entscheiden, mein Leben nach Seinen Worten, nach dem Evangelium ausrichten zu wollen. Als ich die menschliche Reife und seelische Gesundheit erlangt hatte, die Gemeinschaft zu verlassen, um in die Gesellschaft zurückzukehren, machte Gott mir - nach Mutter Elvira - das zweitschönste Geschenk meines Lebens: Paola, meine Frau. Durch sie habe ich noch tiefer zum Glauben gefunden.

Wir heirateten und waren wirklich ein sehr glückliches junges Ehepaar mit dem Wunsch, vielen Kindern das Leben zu schenken. Aber nach vier Jahren begriffen wir, dass wir keine Kinder haben konnten, denn Paola hatte bereits drei Töchter jeweils im vierten Schwangerschaftsmonat verloren. Die Ärzte diagnostizierten bei ihr eine Autoimmunkrankheit (Antiphospholipid-Syndrom) und rieten uns ernsthaft ab, eine weitere Schwangerschaft zu riskieren, da wir damit Paolas Leben aufs Spiel setzen würden.

Dies alles passierte, als wir das erste Mal in Brasilien waren. Wir hatten uns nämlich entschieden, ein Jahr unseres Lebens den Kindern auf den Straßen dieses Landes zu schenken, und arbeiteten deshalb als freiwillige Helfer in einer katholischen Institution mit. Die Diagnose traf uns wie ein Blitz und stürzte uns in eine schwere Krise. Wir sammelten Kinder von der Straße, hatten Gott ein Jahr geschenkt, und Er ließ es zu, dass wir selbst keine Kinder haben konnten. Warum wirkt Er kein Wunder an uns? Es war für uns beide ein schweres Ringen im Glauben. Wir entschieden uns, tiefer zu beten, und baten Gott um Klarheit. Was wünscht Er von uns? Was ist Sein Liebesplan mit unserem Leben?

Im Gebet verstanden wir Gottes Willen: Wir sollen unsere Heimat Italien verlassen und uns in Brasilien der Kinder annehmen, die von ihren Eltern nicht gewollt sind. Da wir keine eigenen Kinder hatten, gaben wir Gott unser Jawort, Seinem Ruf zu folgen. Wir schlossen uns dann der Gemeinschaft Cenacolo an, die in Salvador de Bahia ein Missionszentrum hat, in dem wir 80 Straßenkinder aufgenommen haben und betreuen. So bemühen wir uns jetzt schon seit 17 Jahren, jeden Tag unser Jawort zu Gottes Ruf zu erneuern.

Damals trafen wir noch eine weitere Entscheidung: Paola wird keine Medikamente nehmen. Dafür aber werden wir täglich zur Hl. Messe gehen und das wahre Medikament, Jesus selbst, empfangen. Neun Monate nach unserem Jawort wurde Francesco geboren, nach ihm Stefano, dann Tommaso, Filippo, Lorenzo, Giovanni Paolo. Als wir erlebten, was Gott in unserem Leben tat, konnten wir nur danken.

Paola und ich wollten unser Leben den Kindern in Brasilien weihen. Niemand soll denken, wir seien deshalb besonders gut, auch wenn wir es gerne werden möchten. Aber wir haben verstanden, dass der kürzeste Weg zu Jesus das Dienen ist. Jesus, den ich vor 25 Jahren noch suchte, diesen Jesus der Freude, des Friedens und der wahren Freiheit, fand ich bei den Kindern auf der Straße.

Vor einigen Jahren haben wir hier in Salvador de Bahia in der Gemeinschaft Cenacolo sechs Jungen aufgenommen, die bis zur Adoption bleiben sollten. Als sie zu uns kamen, war der kleinste der Brüder zwei Jahre alt und der älteste zehn. Der Richter sagte mir nach dem Urteil: *„Bereiten Sie die Kinder darauf vor, dass sie getrennt werden. Es wird keine Familie geben, die sechs Kinder adoptiert. Für die Kleinen findet sich schnell einmal eine Familie, aber für die Größeren wird es schwierig werden.“*

Ich sprach mit jedem Jungen einzeln und sagte ihm, dass er bald in einem schönen Haus wohnen und ihm nichts fehlen wird. Doch wird er sich von seinen Geschwistern trennen müssen. Aber sie fingen an zu weinen und flehten uns an: *„Bitte tut das nicht, wir wollen zusammenbleiben!“* Mir selbst brach es dabei fast das Herz, wenn ich mit den Jungen sprach. Im tiefsten stellte ich mir die Frage: *„Und was wäre, wenn wir die Kinder in unsere eigene Familie aufnehmen?“* Aber mein Verstand sagte mir klar, dass eine Adoption keine rein emotionale Entscheidung sein darf. Viele Ehepaare adoptieren Kinder, um einen leeren Platz in ihrer Familie aufzufüllen. Das darf nicht sein.

Bei der Adoption sollte das einzige Motiv der Eltern sein, dem Kind eine Familie schenken zu wollen. Hätten wir genug Liebe, Kraft und Geduld, sechs weiteren Kindern gute Eltern zu sein? Wäre das nicht unverantwortlich in unserer Situation als Missionare, die von der Vorsehung leben und den Kindern keine finanziellen Sicherheiten garantieren können?

Da kam mir der Gedanke, von Gott ein Zeichen zu erbitten. *„Wenn Du diese Adoption wirklich*

willst, was im Grunde etwas völlig Verrücktes ist, dann muss Sr. Elvira es mir direkt sagen.“ Ich konnte dieses Zeichen wählen, weil wir im Cenacolo alle die Überzeugung haben, dass Gott in Sr. Elvira gegenwärtig ist.

Da sich in Brasilien keine Adoptiveltern fanden, schickten wir eine Mail in unser Zentrum nach Italien mit der Bitte, nach Adoptiveltern Ausschau zu halten, die sechs Brüder aufnehmen würden.

*N*ach einiger Zeit kam eine Mail von Sr. Elvira zurück: *„Wir haben keine Familie gefunden, die bereit gewesen wäre, diesen großherzigen Liebes- und Vertrauensakt Gott gegenüber zu leisten. Aber ich habe daran gedacht, Euch zu fragen, ob nicht Ihr die Kinder aufnehmen wollt. Ich bin mir bewusst, welche Verantwortung damit verbunden ist. Deshalb macht Euch nicht die geringste Sorge, mir mit einem ‚Nein‘ zu antworten.“* Ich traute meinen Augen kaum. Eilig druckte ich die Mail aus, rannte zu meiner Frau und gab ihr ganz aufgeregt das Papier zu lesen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. *„Das ist das Zeichen, das ich von Gott erbeten habe“*, sagte Paola und schaute mich dabei lächelnd und weinend an. *„Das Zeichen, das du erbeten hast?“*, fragte ich ungläubig. *„Ja, ich habe Gott gebeten, uns durch Sr. Elvira Klarheit zu schenken, ob es Sein Wille ist, dass wir die Kinder adoptieren.“* Ich konnte es kaum fassen. Ohne es voneinander zu wissen, hatten wir das gleiche Zeichen erbeten und es bekommen. So wuchs unsere Familie um sechs Jungen, und wir haben es nie bereut.

Mit unseren zwölf Jungen, sechs eigenen und sechs adoptierten, fuhren wir vor fünf Jahren nach Italien, um bei einem Fest des Cenacolo teilzunehmen. Vor unserer Rückkehr nach Brasilien wollten sich Paola und ich bei Papst Johannes Paul II. für all die Gnaden bedanken, die wir durch ihn bekommen hatten, denn er hatte uns sehr auf unserem Weg geholfen. Als wir dann an seinem Grab waren, erzählten wir den zwölf, dass dieser Heilige Vater Kinder sehr geliebt hat. Wir waren gekommen, um ihm zu danken, aber sie dürften sich jetzt auch etwas

von ihm erbitten. Wir beteten in Stille, jeder für sich, und verließen dann den Petersdom. Im Bus fragte ich unsere Kinder ein wenig neugierig, um was sie denn gebetet hatten. Da riefen sie im Chor: *„Ein Schwesterchen!“*

Neun Monate später wurde Maria Chiara Luce am 2. April, dem Todestag des sel. Johannes Paul II., geboren. Während der ganzen Schwangerschaft hatte Paola ein Bild von Papst Wojtyła auf ihrem Schoß getragen. Zudem beteten wir täglich mit den Kindern zu ihm um ein Wunder, denn bisher hatte die Krankheit meiner Frau bereits vier Mädchen noch im Mutterleib das Leben gekostet. Gott erhörte das Gebet der Kinder. Für uns ist Maria Chiara ein Wunder der Fürsprachemacht des seligen Papstes.

Doch das ist noch nicht alles. Vor drei Monaten hat uns der Herr noch ein wunderbares Geschenk gemacht: Federico. Er hat das Downsyndrom. Und wir fragten uns, was Gott uns damit sagen wollte. Eigentlich war es leicht zu verstehen. Kinder mit Down-Erkrankung sind besonders reine Menschen. Sie sprechen und hören nicht mit Nebeninteressen oder Hintergedanken. Ihr Verhalten ist unmittelbar, oft sehr liebevoll und vor allem selbstlos, rein. Es ist so schön, wie Gott Sich um uns kümmert. Er möchte durch Federico unsere Liebe reinigen, damit sie ganz selbstlos wird.

*I*ch möchte nach 20 Ehejahren meine Überzeugung mit euch teilen: Wenn man Gott den ersten Platz im Leben gibt, kann man eine glückliche Ehe führen. Paola und ich sind wirklich glücklich. Natürlich haben auch wir Probleme und Schwierigkeiten, die es zu überwinden gilt, aber das mindert nicht unser Glück. Ich bin eine Person, an die niemand mehr geglaubt hat. Nun bin ich 20 Jahre verheiratet und habe meine Frau noch nie betrogen, und mit Gottes Hilfe werde ich sie auch niemals in meinem Leben betrügen. Das Geheimnis einer glücklichen Ehe ist Gott. Um in einer Familie glücklich zu leben, ist es wichtig, treu zu sein. Damit meine ich nicht in erster Linie, den Ehepartner nicht zu betrügen. Nein, ich meine damit zuerst einmal die Treue zu Gott. Das kann man mit dem Wort „Glaube“

übersetzen. Die zweite Treue ist die Treue zu sich selbst und meinem Jawort. Aber was für ein armes „Ja“ habe ich Gott doch vor 20 Jahren gegeben, als ich Paola heiratete! Doch wenn

ich es schaffe, Gott treu zu bleiben und mir treu zu bleiben, dann werde ich als Folge auch Paola treu bleiben. Wenn ihr wahrhaftig glücklich sein wollt, wählt Gott als Mitte eures Lebens!

Maurizio erinnert sich: „Als Italiener mussten wir die Adoption in unserem Land beantragen. Bei Gericht fragte uns die Psychologin, die für die Minderjährigen zuständig war: ‚Was verdient ihr im Monat?‘ Etwas verlegen antwortete ich: ‚Nichts, wir sind Missionare.‘ - ‚Gut, aber es geht darum, euch sechs Kinder für den Rest ihres Lebens anzuvertrauen‘, erklärte die Psychologin. ‚Was habt ihr an Besitz und Sicherheiten?‘, war die nächste Frage. ‚Es tut mir leid, nichts, nichts!‘ - ‚Etwas müsst ihr doch haben, wenn ihr solch einen Antrag stellt.‘ Sie hatte recht. Wir haben einen Augenblick überlegt, und dann haben wir ihr die Wahrheit gesagt: ‚Wir haben Glauben an Gott und den großen Wunsch, diesen sechs Kindern eine Familie zu schenken.‘ Da füllten sich die Augen der Fragenden mit Tränen. Sie bat uns, einen Moment zu warten, weil sie mit dem Richter allein sprechen wollte. Von da an hatten wir keine Schwierigkeiten mehr.“